

Diskussionsbeitrag von Rudolf Jaworski, Kiel

*„Naše dějiny“ – „unsere Geschichte“.
Anmerkungen zu einem problematischen Besitzanspruch*

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Wortkombination „unsere Geschichte“ scheint mir generell nicht geeignet zu sein, historische Zusammenhänge und Prozesse von ganzen Völkern, Ländern und Staaten angemessen zu umschreiben. Wenn ein Schulgeschichtswerk einen solchen Reihentitel wählt oder ein regionales Heimatmuseum seine Exponate unter ein entsprechend beschriftetes Transparent ausbreitet, so mag es sich hierbei noch um ein gerechtfertigtes pädagogisches Mittel handeln, Geschichte wir-bezogen für einen begrenzten Raum und für ein begrenztes Publikum erfahrbar aufzubereiten. Wenn aber komplette Nationen „ihre“ Geschichte in großen historischen Ausstellungen und in historischen Häusern feiern oder auch nur widerspiegeln wollen, dann gewinnt diese Art des kollektiven Erinnerns sofort eine andere, problematische Dimension. Denn auf dieser vergleichsweise abstrakteren und politischeren Ebene werden Identifikationsangebote gemacht, die nicht selten zu selbstgenügsamer bis selbstgefälliger Nabelschau verleiten und sich mit exklusiven historischen Rechtsansprüchen verknüpfen lassen.

Eine solche Gefahr besteht in verstärktem Ausmaße bei der historischen Rückschau auf Landschaften, für die, wie im Falle der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei, gleich mehrere nationale Geschichtsauffassungen konkurrieren. Mit Blick auf das hier vorrangig interessierende deutsch-tschechische Verhältnis ist demzufolge der Ausdruck „naše dějiny“ – „unsere Geschichte“ sowohl in seiner tschechischen wie in seiner sudetendeutschen Spielart abzulehnen, und zwar ebenso in seiner engstirnig nationalistischen Originalfassung wie auch in seiner vermeintlich moderneren, pluralistisch und transnational erweiterten Variante. Für diese kategorische Ablehnung sollen im folgenden einige Gesichtspunkte benannt werden, die von grundsätzlichen Überlegungen zu dieser Thematik ausgehen.

Wer nach „unserer“ Geschichte fragt, der fragt meistens auch danach, wem die deutsche, wem die böhmische usw. Geschichte gehört, und tritt insofern von vornherein mit einer gewaltsamen, besitzergreifenden Absicht an die Geschichte heran, unabhängig davon, ob er sich schuldhaft oder stolz zu ihr bekennen möchte. Geschichte läßt sich aber nicht einfach requirieren, so wie sie sich auch nicht einfach bewältigen läßt. Das Ansinnen, Geschichte von wo aus und für wen auch immer in Beschlag nehmen zu können, ignoriert die Selbständigkeit und Offenheit historischer Prozesse, ihre vielfältigen Querverbindungen unter- und oberhalb diverser Nationalgeschichten, und es läßt vor allem die vorgegebene und notwendige Distanz zwischen dem historischen Betrachter und seinem Gegenstand in unzulässiger Weise außer acht. Das betrifft die Fachhistorie genauso wie das öffentliche Geschichtsverständnis, zumal beide Sphären auf dem Feld nationalgeschichtlicher Themen eine besonders intensive und breite Berührungszone aufweisen.

Je gewaltsamer der Zugriff auf die Geschichte ausfällt, umso willkürlicher gestaltet sich dann vielfach auch die Auswahl der besonders hervorgehobenen oder schamhaft unterschlagenen historischen Tatbestände. Mir ist beispielsweise keine sudetendeut-

sche Darstellung bekannt, welche die Henleinbewegung und die Protektoratszeit als integralen Bestandteil des sudetendeutschen historischen Erbes apostrophieren würde. Umgekehrt wird die Seriosität der postkommunistischen tschechischen Historiographie unter anderem daran gemessen werden, wie weit sie der Versuchung widersteht, die vierzig Jahre kommunistischer Herrschaft als einen untypischen historischen Betriebsunfall aus der Nationalgeschichte auszugrenzen. Mit diesen Hinweisen soll lediglich darauf aufmerksam gemacht werden, daß die implizit suggerierte Totalität einer Wir-Geschichte fast immer fiktiver Natur ist und somit einer grandiosen kollektiven Selbsttäuschung gleichkommt. Denn es ist keinesfalls so, als ob bei einer solchen Geschichtsauffassung wie versprochen das ganze Buch der Geschichte einer betreffenden Nation bzw. Volksgruppe aufgeschlagen würde. Es sind vielmehr nur ganz bestimmte Seiten, die deutliche Spuren eines strapaziösen Gebrauches aufweisen, andere – meist solche weniger schmeichelhaften Inhaltes – wirken demgegenüber auffallend unberührt oder fehlen sogar ganz, weil sie zuvor herausgerissen worden sind.

Der besitzergreifende Anspruch auf „unsere“ Geschichte hat aber nicht nur etwas Gewaltsames an sich, sondern ist zugleich von einer gewissen geistigen Verkrampfung gekennzeichnet, die wiederum auf uneingestandene Unsicherheiten verweist. Denn wer ständig von „unserer“ Geschichte spricht, scheint sich dieses stolzen Erbes insgeheim doch nicht ganz sicher zu sein, sonst müßte er es nicht so nachdrücklich und demonstrativ einklagen. Die polnischen Nachbarn von Deutschen und Tschechen sind sich ihrer Geschichte so sicher, daß sie in der Publizistik wie in gelehrten Abhandlungen ohne ein solches Possessivpronomen auskommen. Die Geschichte Polens, die „Historia Polski“, stellt sich dort, und zwar für alle Phasen, – also auch derjenigen der über hundert Jahre andauernden Staatenlosigkeit und Dreiteilung – als ein selbstverständlicher Referenzrahmen dar, den man zwar unterschiedlich interpretieren kann, der aber ansonsten insgesamt keiner gesonderten Rechtfertigung bedarf. Eine vergleichbare Selbstverständlichkeit geht dem tschechischen wie dem sudetendeutschen Geschichtsverständnis im allgemeinen ab, wenn auch die Gründe hierfür den jeweiligen Ausgangspositionen entsprechend nicht dieselben sind.

Auf tschechischer Seite bestehen erhebliche Schwierigkeiten, den Gesamtverlauf der böhmischen Geschichte in einem streng nationalgeschichtlichen Sinn zu interpretieren. Kontinuitätsbrüche wie das „Temno“, der deutsche Anteil an diesem Erbe u. a. m. – stehen dem nach wie vor im Wege. Milan Kundera hat in diesem Zusammenhang einmal von der „Nichtselbstverständlichkeit der tschechischen Nation“ gesprochen. Und auch wenn derlei Irritationen in dem mittlerweile ethnisch weitgehend homogenen und politisch gefestigten postkommunistischen tschechischen Staat keine aktuelle Bedeutung mehr zukommen mag, sind sie doch damit für die Einstellung zu der weitaus komplexeren Geschichte dieses Landes längst nicht ausgeräumt.

Noch komplizierter gestaltet sich eine historische Standortbestimmung für die Sudetendeutschen. Bei genauerem Zusehen erweist sie sich sogar als aussichtslos; vor allem dann, wenn eine in sich geschlossene Wir-Geschichte das Ziel sein soll, wie sie in nahezu allen sudetendeutschen Selbstdeutungen krampfhaft suggeriert wird. Stammes- und Siedlungsgeschichte, Landes- und Reichsgeschichte, aber auch die Zugehörigkeit zur deutschen Sprach- und Kulturnation eröffnen nämlich bis heute für die aus den böhmischen Ländern stammenden Deutschen immer noch sehr unterschied-

liche, zum Teil ausgesprochen widersprüchliche Optionen auf das, was sie im Einzelfall als „ihre“ Geschichte betrachten wollen. Und dementsprechend variiert auch das „Wir“ der historischen Subjekte.

Wer von „unserer“ Geschichte spricht, muß sich ohnehin die unbequeme Frage gefallen lassen, wen er mit „uns“ überhaupt meint: Die jeweilig dominante Nation eines Landes, die herrschenden Klassen und Eliten oder die Basisbevölkerung eines bestimmten Territoriums? Und selbst wenn alle denkbaren Elemente und Faktoren in angemessener Weise innerhalb einer Geschichtsbetrachtung präsentiert wären, bliebe immer noch zu klären, wer diesen Gesamtvertretungsanspruch für wen und in welcher Absicht geltend macht. Bei solchen Gewissenserforschungen wird man in der Regel sehr bald zu der Erkenntnis gelangen, daß das proklamierte „Unser“ mit dem tatsächlich gemeinten und repräsentierten „Wir“ nicht unbedingt identisch zu sein braucht. Die possessive Einschränkung des Geschichtsbegriffes bringt also auch in dieser Hinsicht keine Präzisierung, sondern stiftet eher Verwirrung – manchmal ungewollt, nicht selten aber bewußt zur effektiveren Abstützung nationaler Geschichtsbilder eingesetzt. Die Geschichte der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei war und ist ein dankbares Operationsfeld für derlei Manipulationen.

Der wahrscheinlich gefährlichste, weil letztlich unvermeidbare Fallstrick bei der Verwendung von Begriffen wie „naše dějiny“ bzw. „unsere Geschichte“ liegt meines Erachtens in der Ausgrenzung oder Subsummierung irgendwelcher „anderer“, denen auf diesem Wege die Teilhabe am historischen Geschehen eines bestimmten Territoriums gänzlich oder zumindest in selbständiger und gleichberechtigter Form abgesprochen wird. Man braucht nur stellvertretend an die Vereinnahmung der jüdischen Prager Intelligenz in sudetendeutschen Geschichtsdarstellungen zu erinnern – eine Wertschätzung, die in erster Linie eine Bilanzaufbesserung sudetendeutscher Kulturleistungen zum Ziel hat und nicht unbedingt tatsächliche Einstellungen zur „dritten Nationalität“ der böhmischen Länder widerspiegelt. Nicht minder problematisch erscheinen Tendenzen neuester tschechischer wie slowakischer historischer Übersichtswerke, die wechselseitigen Anteile an der Geschichte des jeweils anderen Volkes qualitativ und zeitlich möglichst begrenzt zu halten, nachdem dieselben Verbindungslinien früher nicht stark genug hervorgehoben und gar nicht weit genug in die Geschichte zurückverlegt werden konnten.

Konjunkturbedingte Erweiterungen bzw. Reduzierungen historischer Wir-Verständnisse beherrschen beispielsweise auch viele Darstellungen zum deutsch-tschechischen Verhältnis vor und nach der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik. So überwiegt für die Habsburger Ära auf sudetendeutscher Seite im allgemeinen eine inklusive Betrachtungsweise. Das heißt, die Tschechen werden in jeder Hinsicht als Kostgänger deutscher Kultur- und Zivilisationseinflüsse verstanden und damit als natürliche Untermieter der böhmischen Geschichte beansprucht, während tschechische Autoren wiederum die Besonderheiten und Eigenständigkeiten der tschechischen Nationalentwicklung unterstreichen. Für die Zeit nach 1918 verkehren sich die Perspektiven: Für diesen Zeitabschnitt wird im tschechischen Schrifttum vereinnahmend von der Gesamtheit der böhmischen Länder bzw. des tschechoslowakischen Staates ausgegangen, ganz im Sinne des zeitgenössischen Sprachgebrauchs, in dem von „naše republika“ und von „naši Němci“ die Rede gewesen ist, während in der

sudetendeutschen Geschichtsschreibung von da ab eine eher regionalistische Selbstbeschränkung der historischen Betrachtung maßgeblich geworden ist.

Es gibt aber noch einen anderen, subtileren, vielleicht sogar folgenschwereren Modus der Ausgrenzung, wenn von „unserer Geschichte“ die Rede ist, und der besteht darin, daß in letzter Konsequenz nur Angehörigen der jeweiligen Wir-Gruppe das Recht und die Kompetenz zuerkannt wird, sich authentisch mit der betreffenden Wir-Geschichte zu beschäftigen und sie überhaupt richtig verstehen zu können.

Es bringt meines Erachtens wenig, die Alternative zu solchen Vereinnahmungen, Unterschlagungen und Ausgrenzungen einfach in einer böhmischen oder europäischen Erweiterung des historischen Wir-Verständnisses zu vermuten, weil dadurch die hier grundsätzlich in Frage gestellten Denk- und Interpretationsmuster nicht automatisch außer Kraft gesetzt werden. Die geringsten Erfolgchancen hätte wohl der Versuch einer bloßen Montage bislang gängiger tschechischer und sudetendeutscher Geschichtsauffassungen, da sie bei aller Ähnlichkeit ihrer Strukturmerkmale in ihrer inneren Logik unvereinbar sind und sich daher weder beziehungsgeschichtlich auflösen noch landesgeschichtlich aufsummieren lassen. Weitaus akzeptabler und tragfähiger erscheint demgegenüber die Wiederaufnahme der Tradition eines nationenübergreifenden böhmischen Landespatritismus und seine Übertragung in eine moderne integrale Geschichtsbetrachtung der böhmischen Länder. Aber selbst diese historische Wir-Perspektive hat ihre problematischen Seiten, denn sie rekurriert auf vormoderne Sehweisen (wir Böhmen?), die der faktischen und subjektiven Auseinanderentwicklung von Deutschen und Tschechen in den letzten hundert Jahren nicht gerecht wird und den notwendigen Blick über den böhmischen Kesselrand hinaus behindern könnte.

Doch auch identifikatorische Bekenntnisse zur Ganzheit der europäischen Geschichte, wie sie in letzter Zeit allenthalben zugenommen haben, dürfen nicht vorschnell und generell als Überwindung nationalzentrischer Geschichtsauffassungen gewertet werden. Äußerungen tschechischer Publizisten und Historiker in dieser Richtung sind bislang zu vordergründig von dem zwar verständlichen, aber auch sehr zweckgebundenem Bestreben gekennzeichnet, die „Rückkehr“ „ihres“ Landes und „ihres“ Volkes nach Europa historisch zu legitimieren. Auf deutscher und sudetendeutscher Seite bietet wiederum die neu aufgelegte Mitteleuropa-Idee manchen Autoren eine willkommene Plattform, die verlorengegangene und – vor allem seit der Wiedervereinigung – wieder wahrscheinlich werdende Dominanz in diesem Raum historisch zu rechtfertigen. Bei aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Beweisabsichten wird in beiden Fällen deutlich, daß der nationalzentristische Standpunkt bei derartigen transnationalen Einbindungen grundsätzlich beibehalten und lediglich in einen größeren, wirksameren Begründungszusammenhang überführt, wenn nicht sogar bewußt versteckt worden ist.

Wir-Geschichten bleiben demnach in allen Aggregatzuständen problematische Konstrukte, weil sie den Blick für historische Sachverhalte in unzulässiger Weise subjektivieren und begrenzen, weil sie ein historisches Besitzstandsdenken fördern und damit zugleich einer unfriedlichen Distanz zur Geschichte der „anderen“ Vorschub leisten. Aus all dem ergibt sich meines Erachtens nur eine Konsequenz: auf das anheimelnde Possessivpronomen „naše“ bzw. „unser“ grundsätzlich zu verzichten, wenn von Geschichte die Rede ist.